

Man schreibt uns...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **53 (1945)**

Heft 42

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rückgehen der Not ist im grossen und ganzen heute noch nicht die Rede. Im Gegenteil — der Winter mit seiner kalten und nassen Witterung wird in vielen Gebieten Europas zu einer Katastrophe führen, wenn nicht im letzten Moment geholfen werden kann. Die Schweizer Spende muss daher in den kommenden Monaten ihre Bewährungsprobe bestehen. Um ihre Arbeit zu aktivieren, sind eine Reihe von Vorbereitungsmaßnahmen in den letzten Wochen und Monaten getroffen worden. Es sollen in Zukunft immer mehr gross angelegte Aktionen durchgeführt werden, dagegen kleine, sporadische Aktionen, die in der Regel viel Arbeit verursachen und zu einer Zersplitterung der Kräfte führen, nur ganz ausnahmsweise berücksichtigt werden. In erster Linie war es notwendig, die Bedürfnisse der verschiedenen Länder abzuklären. Diese Arbeit stiess auf keine grossen Schwierigkeiten, da es nunmehr nach dem Kriege wieder möglich ist, authentische Berichte aus den Ländern Europas, namentlich aus unsern Nachbargebieten, zu erhalten. Es zeigte sich, dass beinahe überall vor allem ein grosser Mangel an Behausungen, Kleidern und Schuhen, sowie Medikamenten besteht. Was die Lebensmittellage anbetrifft, ist sie in verschiedenen Ländern, namentlich in Belgien, Holland und zum grossen Teil auch in Frankreich, besser geworden, währenddem in anderen Gebieten, so besonders in Deutschland und Oesterreich, die Situation äusserst prekär ist. Neben der Abklärung der Verhältnisse trachtete die Schweizer Spende darnach, den langwierigen Weg des Einkaufes abzukürzen. Sie löste diese Aufgabe dadurch, dass sie grosse Warenlager, namentlich an Textilien, Schuhen, Medikamenten usw. anlegte, auf die sie jederzeit sofort greifen kann. Die kürzlich begonnene Liquidation des Armeematerials bietet der Schweizer Spende eine sehr günstige Gelegenheit, ihre Lager zu vergrössern, vor allem mit Werkzeugen und Baracken. Zurzeit wird — um eine weitere Vereinfachung zu erlangen — ausserdem die Frage geprüft, ob nicht die Schweizer Spende, der eine Fachkommission zur Seite stehen würde, selbst die Einkäufe besorgen kann.

Die verschiedenen Hilfsorganisationen der Schweiz wurden eingeladen, ihre Pläne für die Winterhilfe mit der Schweizer Spende zu besprechen. An einer gemeinsamen Sitzung der schweizerischen Hilfsorganisationen wurden die Richtlinien für die Winterarbeit sodann festgelegt und eine Koordination der Bestrebungen erzielt. In diesem Winterprogramm wurde vorgesehen, dass in unseren Nachbarländern vor allem durch Lieferung von Baracken, Notzimmergarnituren und Haushaltungsgegenständen die Wohnungsnot behoben und durch Lieferung von Kleidern und Schuhen der Erfrierungsgefahr gesteuert werden soll. Ausserdem sollen wenn nötig auch Medikamente verteilt und eventuell Spitäler unterstützt werden. Ein besonderes Gewicht wird nach wie vor den Werkzeuglieferungen beigemessen, da derartige Hilfsaktionen weitaus am geeignetsten sind, eine Selbsthilfe zu fördern. Mehr als bisher soll sich unsere Hilfe auf unsere Nachbarländer beschränken.

Ein ganz besonderes Augenmerk will die Schweizer Spende auch der Tuberkulosebekämpfung schenken. Die Hospitalisierungsaktion für tuberkulosekranke Ausländer, die vor wenigen Wochen begonnen hat, soll in der nächsten Zeit, besonders im Winter, fortgesetzt werden. In einer ersten Etappe sollen insgesamt aus Frankreich, Italien, Holland, Belgien und Luxemburg 1500 Tbc-Kranke aufgenommen werden. Die Bedeutung dieser kostspieligen Aktion liegt nicht nur darin, dass diesen Kranken zur Genesung verholfen wird, sondern dass 1500 Ansteckungsherde isoliert und beseitigt werden.

Die Hilfe an Deutschland ist ebenfalls ein Problem, das in letzter Zeit die Schweizer Spende ausserordentlich beschäftigt. Solange der Nationalsozialismus an der Herrschaft war, kam eine Hilfe an Deutschland nicht in Frage. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands und der Beseitigung des Nazitums, als die ungeheure Not in diesem Lande immer deutlicher zutage trat, haben wir mehr und mehr eine Hilfe an unser nördliches Nachbarland ins Auge gefasst. Politische Schwierigkeiten aller Art — die Besetzungsmächte müssen z. B. mit einer Hilfe der Schweiz einverstanden sein — haben es bis heute jedoch unmöglich gemacht, ausser kleinen Grenzaktionen Deutschland in grösserem Umfang Hilfe zu bringen. Angesichts der katastrophalen Verhältnisse fallen die Hindernisse nach und nach. Da den deutschen Kindern sicherlich keine politische Verantwortung für den Krieg überbunden werden kann, gab der Bundesrat neben dem Einverständnis für Grenzlandaktionen seine Einwilligung dazu, dass Kinderhilfsaktionen durchgeführt werden können. Ebenso erklärte er sich, um das Uebergreifen eventueller Epidemien zu verhüten, damit einverstanden, dass auch medizinische Aktionen an die Hand genommen werden können. Wir hoffen, die Schwierigkeiten in der Schweiz selbst und im Ausland beheben zu können, sodass in vermehrtem Masse in nächster Zeit die drohende Katastrophe, die auch die Schweiz in einem gewissen Grade in Mitleidenschaft ziehen würde, bekämpft werden kann.

Die Schweizer Spende tritt in die entscheidende Phase ihrer Tätigkeit. Sie wird ihre Aufgabe nur dann erfüllt haben, wenn sie nicht nur in diesem härtesten Winter, der Europa bevorsteht, ein

Maximum getan hat, um möglichst vielen Menschen ihre physische Existenz zu retten, sondern wenn sie durch ihr Wirken dazu beiträgt, dass in zahllosen Unglücklichen auch der Glaube an Versöhnung und brüderlicher Hilfe gestärkt wird.

Man schreibt uns...

K. S. Die Mitarbeit der Leserschaft ist für eine Zeitung immer ein Quell der Kraft und Aktualität. Wir haben an dieser Stelle schon mehrmals zu solch belebender Mitarbeit aufgerufen. Wenn auch der Erfolg vielleicht nicht ganz der erhoffte war, so gehen doch immer wieder Gedanken, Aeusserungen und Anregungen ein. Im folgenden bringen wir drei solche Kurzartikel. Sie befassen sich zwar nicht gerade mit den uns am unmittelbarsten interessierenden Fragen des Verhältnisses Redaktion — Leserschaft, sondern mit Dingen von allgemeiner, wohl auch grösserer Bedeutung.

Hoffen wir, demnächst auch Kritik und Anregungen über die Gestaltung von «Das Rote Kreuz» zu erhalten und veröffentlichen zu können. Eine Diskussion in der Zeitung über die Zeitung — das wäre belebend! Sicher gibt es vieles, das noch besser gestaltet oder anders gemacht werden könnte. Auch das Problem Deutsch — Welsch in unserer Zeitung würde es verdienen, erörtert zu werden. Zuständigen Orts ist man zwar auf der Suche nach einer befriedigenden Lösung — ja, man glaubt, sie bereits gefunden zu haben, von einigen, allerdings sehr erheblichen technischen und finanziellen Schwierigkeiten abgesehen. Dennoch brauchen wir vor allem noch die Meinung der Leser.

Ein idealer Frauenberuf

Eine der schicksalschwersten Fragen, die sich ein junges Mädchen in der heutigen Zeit stellen kann, ist wohl die: Welchen Beruf erlerne ich? Mehr denn je gewinnt der Frauenberuf an Bedeutung, die Anforderungen, die heute an das weibliche Geschlecht gestellt werden, lassen sich niemals mehr mit den früheren vergleichen. Die Mehrzahl der Frauen sind heute auf sich selber angewiesen, sie müssen sich ihren Lebensunterhalt selber verdienen und selbständig einem Beruf nachgehen. Es ist darum nicht gleichgültig, welche Tätigkeit ausgeübt wird. So sollte ein junges Mädchen lange und sorgfältig prüfen, welche Fähigkeiten es besitzt und ob die nötige Freude und Befriedigung vorhanden ist, um das erwählte Arbeitsgebiet dann auszufüllen. Der idealste und höchste Frauenberuf ist wohl der der Krankenpflegerin. Keiner appelliert so stark an die Barmherzigkeit und Mütterlichkeit der Frau. Keiner erfordert vielleicht so viel charakteristische Grösse und weltweite Gesinnung. Der Kranke erwartet von der Schwester Verständnis und Mitgefühl. Für ihn ist das bestimmte und doch zarte Wesen der Schwester Freude und keimende Hoffnung auf Genesung, für den Sterbenden bedeutet es Trost und Beruhigung. Hugo Ratmich sagt in seinem Buch «Von Weg und Ziel», dass eine Schwester wie eine Mutter den Leidenden hilft. In jedem anderen Berufe lässt sich die Frau ersetzen, nur in diesem einen nicht. Hier liegt ihr schönstes, ihr höchstes Arbeitsgebiet, da kann sie ihre vom Schöpfer verliehenen fraulichen Gaben verwerten und sich entfalten. Der hochgeschätzte Arzt und Direktor der Krankenpflegeschule Aarau, Herr Dr. P. Hüssy, hat mit Recht hervorgehoben, dass sich da tiefe, aufopfernde Liebe zum Nächsten heranbilden kann. Darum, wer sich dazu berufen fühlt, ändern zu dienen, sollte sich wieder dieser höchsten Aufgabe zuwenden. Wohl erfordert dieser Beruf wie kein zweiter grösste Selbstbeherrschung und nie versagende Geduld. Doch wer das einmal erlangt hat, dem erschliessen sich auch die hohe Gnade und reiche Erfüllung, die solch ein Leben der Selbstüberwindung schenken kann.

Was wären wir heute ohne Schwestern? Was wäre mit den vielen Verwundeten auf den Schlachtfeldern geschehen? Fast sind diese Samariterinnen zur Selbstverständlichkeit geworden. Und doch ist es ein grosses Geschenk, wenn sich ein Mädchen in den Dienst der Menschheit stellt und auf eine andere Lebensgestaltung verzichtet, um so den Aermsten unter den Armen zu helfen. Aber es sollten sich noch viel mehr zu diesem Berufe entschliessen können, noch viel mehr dem Ruf der Barmherzigkeit folgen. Die Krankenpflegeschulen sorgen für gute Ausbildung und wenn auch die Lehrzeit lange erscheint, so wird sie sicher jedem zum unvergesslichen Erlebnis werden. Ueberdies vermitteln der theoretische Unterricht und die praktische Ausbildung am Krankenbett der zukünftigen Schwester reiches Wissen.

In der heutigen Zeit brauchen wir mehr denn je Schwestern. Nur so kann der lange Arbeitstag der Krankenschwester gekürzt werden. Je mehr Töchter sich diesem Berufe zuwenden, desto bessere Verhältnisse schaffen sie für ihre Mitschwester. Es nützt uns gar nichts, wenn wir bloss immer wieder auf die lange Arbeitszeit der Krankenpflegerin hinweisen, nur damit lässt sich keine Abhilfe schaffen, wenn nicht mehr junge Mädchen sich diesem Berufe zuwenden. Darum ergeht der Ruf an alle: Kommt, helft mit.

Ein Samariterkurs mit Hindernissen!

Wer kennt nicht den lieblichen Urnersee mit seinen malerischen Dörfern und idyllischen Winkeln — mit seinen tief in den Aether steigenden Bergriesen. In Bauen musste jüngst ein Samariterkurs durchgeführt werden; dabei fiel uns Hilfslehrern von Flüelen, dem Flecken am andern, d.h. am entgegengesetzten Ufer, die Ehre zu, den praktischen Teil dieses Kurses zu leiten und jeweils an den theoretischen Kursabenden den Arzt zu begleiten.

Dieser Kurs gehört zu den interessantesten von allen, bei denen ich mitwirken durfte. Die Kursteilnehmer waren mit Leib und Seele dabei. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer sie sich in der Verbandtechnik übten. Jeder Einzelne war bestrebt, nur ganze Arbeit zu leisten. Man bekam wirklich den Eindruck, dass diese Leute ganz besonders dankbar waren, endlich einen Samariterkurs besuchen zu dürfen. Sind sie doch teilweise vom Verkehr abgeschlossen. Es besteht für sie ja bis jetzt noch kein eigentlicher Weg, sondern nur der Seeweg; sie gondeln bis Isleten, um von da 2½ Stunden über Land zu gehen, bis sie den nächsten Arzt erreichen. Ein jeder kann sich lebhaft vorstellen, was es unter solchen Umständen heisst, einen Unfall zu erleiden, von keinem Samariter die erste Hilfe zu erhalten und übel zugerichtet, stundenlang auf ärztliche Hilfe warten zu müssen, oder in diesem Zustande transportiert zu werden — ein Schrecken ohne Ende!

Dass nun der so liebliche Urnersee zeitweise auch seine unangenehmere Seite zeigt, mussten wir, die wir von einem solchen Kurs begeistert waren, am eigenen Leibe erfahren. Da wir die Kursabende um 19.00 Uhr begannen, konnten wir jeweils das letzte Kursschiff benutzen; die Rückfahrt erfolgte dann mit einem Ruderboot mit Aussenbordmotor. Es wurde vor Kursbeginn beschlossen, dass wir bei Wellengang nicht nach Bauen hinüberfahren. St. Petrus war uns scheinbar gut gesinnt und liess seine unliebsamen Winde auf die andere Seite blasen, oder, wenn es durchaus sein musste, so verschob er diese Angelegenheit auf den nächsten Tag — so schien es am Anfang!

Nachdem wir ungefähr den sechsten Kursabend absolviert hatten und jeweils eine herrliche Rückfahrt geniessen durften, sollten wir nun den See auch von einer andern Seite kennenlernen — ich war gerade an der Reihe, den Arzt zu begleiten. Der See war bei der Hin- fahrt ziemlich ruhig — am Himmel erschienen zeitweise einzelne dunkle Wölkchen, aber man wagte wirklich nicht zu glauben, dass der längstersehnte Regen eintreffen würde. Kaum hatten wir in Bauen den Landungssteg hinter uns, begann es rasch dunkel zu werden und der Regen prasselte hernieder — Schirme und Regenmäntel befanden sich natürlich wohlversorgt zu Hause! Das köstliche Nass war uns trotzdem willkommen, weniger aber der bald darauf einsetzende Föhn — man sah sich zeitweise nur fragend an, ob eine Rückfahrt überhaupt möglich sein werde. Nachdem wir den Kursabend beendet hatten, hörte plötzlich der Regen auf und der Himmel hellte sich wieder auf und unsere Hoffnung begann zu steigen. Da der heftige Wind sich nicht legen wollte, machte uns der Bootführer aufmerksam, dass er eine Ueberfahrt bei solcher Windstärke nicht wagen dürfte. Da der Arzt unbedingt nach Hause musste, entschlossen wir uns, bis Isleten mit dem Boot zu fahren und von dort den Weg unter die Füsse zu nehmen. Man wünschte uns von allen Seiten Glück! Ich war noch nie auf dem See bei Wellengang und es befiel mich ein prickelndes Gefühl, so auf den Wogen zu gondeln und geschaukelt zu werden. Trotzdem wir dem Ufer entlang fuhren, trieb uns der Wind immer wieder ab — ich bekam wirklich einen Begriff, was Naturgewalten sind.

Nun fuhren wir dem Ufer entgegen — es war auch gut so, denn das Boot fing an, sich mit Wasser zu füllen. Kaum stösst das Boot ans Ufer, ergreift der Arzt sein Köfferchen, läuft behende zur Spitze und will einen Sprung an Land machen, jedoch dieser Sprung wird ihm zum Verhängnis. Infolge starken Wellenganges treibt das Boot immer wieder vom Ufer ab und in dem Moment, wo der Arzt dasselbe verlassen will, schwankt das Boot stark, der Arzt fällt sammt dem Koffer ins Wasser — ein dumpfer Fall und ein Schrei! Ich war im Moment machtlos, da ich des Schwimmens unkundig war — es kam mir auch kein Gedanke, dass der Arzt diesen Sport verstand. Indessen sahen wir schon im nächsten Augenblick, wie behende der Arzt auf allen Vieren an Land ging — den Hut hatte er inzwischen auch gefischt. Das Boot wurde nun festgemacht und ich durfte es auch wagen, das schwankende Boot zu verlassen. Der Herr Dr. entledigte sich seines Kittels, der ein schönes Quantum Wasser erhalten hatte. Auch zog er die Socken aus und beflaggte damit seine nasse Hose — diese konnte er nicht gut ausziehen, denn er befand sich in Begleitung seiner Hilfslehrerin und somit musste er es dem glücklicher Weise warmen Föhn überlassen, seine triefende Hose zu trocknen. Nachdem wir uns überzeugt hatten, dass der Koffer und dessen Inhalt keinen Wasserschaden erlitten hatten, schickten wir uns an, den Weg über Land anzutreten. Wer diesen Weg kennt, weiss, dass man zuerst fast ins Isental steigen muss und nachher wieder zum See hinunter, um dann endlich vorwärts gehen zu können. Der Föhn blies seine

Melodie und wühlte den Wasserspiegel auf, ganz unbekümmert um die Menschen, die zu solcher Stunde dem Ufer entlang tippelten. Von Zeit zu Zeit vergewisserten wir uns über das Vorhandensein der am Hosengurt baumelnden Socken — wir mussten immer wieder lachen, denn wir hatten ja trotzdem Glück gehabt. 23.45 Uhr langten wir in Flüelen an, wo der Arzt mit den inzwischen trocken gewordenen Kleidern sein Auto besteigen konnte. Inzwischen war am Himmel die grosse Mondscheibe aufgetaucht und wir konnten noch einmal die Strecke überblicken, die wir eigentlich nicht planmässig zurücklegen mussten.

Ein anderes Mal war der See verhältnismässig ruhig und während wir praktisch arbeiteten, kam eine starke Bise und als wir so recht auf dem Wasser waren, fing das Boot zu schaukeln an und wir sahen uns gezwungen, das Körpergewicht auf den Boden zu verlagern — auch mussten wir ein gutes Stück ausserhalb der Landungsbrücke an Land gehen, denn so heftig wüteten die Elemente. Beim nächsten Mal öffnete St. Petrus alle Schleusen des Himmels und übergoss uns mit einem prasselnden Regen, dann drückte er noch auf den falschen Knopf, so dass ein heftiger, kalter Wind einsetzte und wir froh waren, endlich das nasse Boot verlassen zu können.

So langten wir glücklich bei der Schlussprüfung an, wo uns der Wettergott mit einem sonnigen Sonntag wieder versöhnte. Uns Hilfslehrern und gewiss auch dem kursleitenden Arzt wird dieser Kurs unvergesslich bleiben. Mir persönlich gefiel er ausgezeichnet, vielleicht gerade wegen den Schwierigkeiten, die er mit sich brachte und die zu überwinden unsere Sache war.

Ich hoffe gerne, mit dieser Schilderung unsern Kollegen und Kolleginnen einen Ansporn zu sein, nicht zurückzuschrecken, wenn es einen Kurs mit Hindernissen zu arrangieren gibt, denn gerade an solchen Orten ist es eine dankbare Aufgabe, die Pflicht als Hilfslehrer zu tun.

Eine Hilfslehrerin aus Uri.

Eine neue Arbeit

Man schreibt uns:

Jeder Samariterverein sollte es sich zur Pflicht machen, diese Arbeit zu lernen. Sie ist nicht schwer, aber sie muss gelernt werden. Sie muss immer wieder gezeigt werden. Gewiss etwa vier Mal im Jahr. Das heisst, man darf dann vielleicht nicht mehr so viel Zeit brauchen für andere Arbeiten, wie z. B. Deckverbände, Blutstillungen, Improvisationen etc. — Hu, jetzt werden aber einige misstrauisch? Sie zweifeln an meiner Liebe für die Samaritersache. Aber das ist unnötig. Gerade weil ich die Samaritersache liebe, schreibe ich ja diese Zeilen. — Nun also zurück zu dieser «neuen Arbeit». Wie heisst Sie denn eigentlich?

«Erste Hilfe bei kleinen Unfällen!»

Wir haben viel gelernt im Samariterverein. Wir können Schwer- kranke transportieren mit zwei Velos (aber nur in den Übungen, denn wir haben ja ein Krankenauto im Dorf). Wir können eine Schlagader unterbinden und wir wissen, was wir mit Erfrorenen zu machen haben. Es ist klar, dass wir als gute Samariter in all diesen Dingen Bescheid wissen sollen. Aber dürfen wir darum das Nächstliegende, das Nötigste, das Einfachste missachten? Nein, und nochmals nein! Wir müssen vor allem die Hilfeleistung bei kleinen Unfällen lernen. Aber wie?

Nun, wir lernen einmal aus einem Schächteli sterile Gaze heraus- nehmen und zwar solange, bis es ein jedes kann und wir lernen es unter strenger Kontrolle eines Arztes oder eines gewissenhaften Hilfs- lehrers. Wir lernen es so gut, dass wir einfach keine Gaze mehr aus dem Schächteli nehmen können, ohne die absolute Sterilität zu beach- ten. Und wir lernen einen Wundschnellverband machen, der die Wunde so gut abschliesst, dass nicht schon bei der nächsten Beschäf- tigung, die der Verunfallte ausführt, Schmutz in die Hautöffnung ein- dringen kann. Und wir lernen einen feuchten Umschlag auflegen, der nicht das Ruhebett mehr befeuchtet als das kranke Bein. Und wir lernen nicht die kompliziertesten Heftpflasterverbände, bei denen man zuerst ein Muster schneiden muss, nein, wir wollen Heftpflasterver- bände machen, die schnell fixiert sind, die gut halten, die nicht eine halbe Rolle Heftpflaster brauchen und trotzdem nicht aller Geometrie zuwider sind.

Nun, das ist doch keine neue Arbeit im Samariterverein, so höre ich entrüstet sagen. Wirklich nicht? Leider musste ich feststellen, dass trotz den vielen Samaritervereinen und trotz den guten Hilfs- lehrern die Hilfeleistung bei kleinen Unfällen selten korrekt gemacht wird. Die Ursache dieser betrüblichen Tatsache liegt in den kleinen oft zu hörenden Sätzlein: «und dann würde ich auf die Wunde zuerst eine sterile Gaze legen» etc. Ich möchte einmal in jedem Verein prüfen, wieviele Mitglieder wirkliche Sterilität beachten bei der Hilfeleistung bei kleinen Unfällen, die eine solche Keimfreiheit verlangen.

Nicht anklagen will ich, sondern aufmuntern: Werdet Samariter, die nicht bei seltenen, schweren Unfällen, sondern auch im Alltag bei kleinen Verletzungen einwandfreie Hilfe geben können.

Eine Hilfslehrerin.